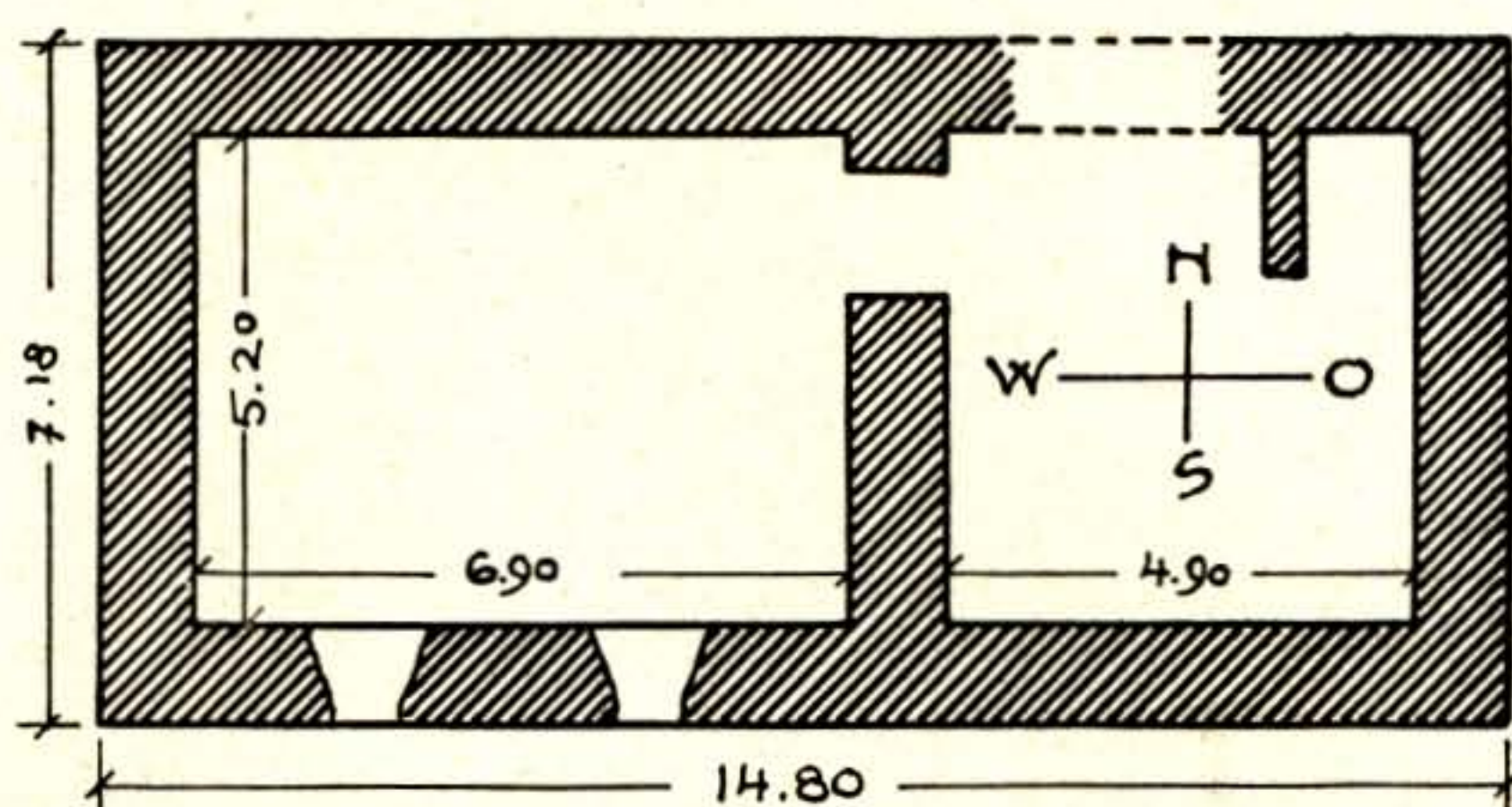


Abb. 6:  
Grundriß des unter-  
suchten Gebäudes  
auf der  
„Espenkirche“



erkennbaren späteren Unterteilungen außer acht läßt, liegt eine solche Zweiteilung noch in dem alten Teil des heutigen Gutsgebäudes und in dem aus der Klosterzeit stammenden Haus Nr. 40 des Landwirtes Wilhelm Bornscheuer vor. Ob die Deutung dieser unregelmäßigen Zweiteilung allein im Bereich der zisterziensischen Klostergeschichte oder in einem weiteren Bereich zu suchen ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte des Klosters Haina würde die Aufhellung der Frage bedeuten, wieweit der Gutshof des Klosters und die etwaige Kirche auf der Espe mit der Geschichte von Altenhaina als möglicher Zwischenstation der

Mönche von Aulisburg und Haina verflochten ist.

Haben wir die Espenkirche bei unserer jetzigen Untersuchung auch nicht gefunden, so möchte ich dennoch nicht an ihrem Vorhandensein zweifeln; sie wird wohl in einem der anderen Trümmer stecken. Inzwischen mögen die Fachleute sich mit Bedeutung und Aufriß des bisher freigelegten Hauses befassen; so muß z. B. das Fundamentmäuerchen links inwendig der Außentür auch irgendeinen Sinn besessen haben. Und schließlich bliebe noch zu hoffen, daß die Liebe zur Heimat den bescheidenen Versuch eines Laien im Bereich der Wüstungsforschung rechtfertigt. Heinz Brandt

### Zur Herstellung der mittelalterlichen Kugeltöpfe

Neben vielen anderen Problemen, die um die mittelalterliche Keramik kreisen, taucht immer wieder das eine auf, das sich mit der Herstellung der Kugeltöpfe beschäftigt. Unter den, von den verschiedenen Autoren<sup>1</sup> vertretenen Meinungen dürfte die von Sauer-  
milch geäußerte der Wirklichkeit am nächsten kommen. Er vermutet, daß das ganze Gefäß auf der Drehscheibe hergestellt und

der Boden dann ausgebeult wurde. Daß dem in der Tat wirklich so ist, sollen die nachfolgenden Beispiele zeigen.

Einschränkend sei allerdings bemerkt, daß sich auch eine ganze Reihe von Kugeltopfstücken vorfindet, bei denen Randprofil und Hals gedreht sind, während der übrige Teil des Gefäßes geknetet erscheint<sup>2</sup>. Mitunter weisen diese gekneteten Stellen in der

<sup>1</sup> s. P. Grimm: Zur Entwicklung der mittelalterlichen Keramik in den Harzlandschaften → Zs. d. Harzver. f. Gesch. u. Altertumskunde 66 (1933) 8 ff. — E. Schirmer: Die deutsche Irdenware des 11.—15. Jh. im engeren Mitteldeutschland (Jena 1939) 54. — A. Rieth u. G. Groschopf: Die Entwicklung der Töpferscheibe (Leipzig 1939) vor allem das Kapitel Werkvorgang und Werkform. — E. Grohne: Tongefäße in Bremen seit dem Mittelalter = Jahresschrift des Fockemuseums (Bremen 1940) 26 ff. — C. Sauer-  
milch: Zur Typologie der Bombentöpfe im Gebiet der Oberweser → Germania 31 (1953) 189.  
<sup>2</sup> vgl. hierzu Randbruchstück eines Kugeltopfes vom Unterfeld bei Nanzenbach (Dillkr.) in W. Bauer: Eine mittelalterliche Eisenverhüttungsanlage auf dem Unterfeld bei Nanzenbach → Nass. Heimatbl. 43 (1953) 52 und Abb. 7, 2. Ähnlich geformtes Material stammt aus Wismar bei Gießen und aus der Wüstung Feldbach bei Dillenburg (hier z. T. Schüsseln, deren oberer Teil gedreht, während der untere und der Standring geknetet ist).



Höhe des Bauches und der Schulter regelmäßig angeordnete Dellen auf, die entweder dadurch entstanden sind, daß der Ton hier zu weit von innen nach außen gedrückt wurde und durch die Dellen eine Korrektur erfolgte, oder daß man versuchte, durch diese Maßnahme die Festigkeit der damit versehenen Zone zu erhöhen. Sicherlich bediente man sich zur Herstellung dieser gekneteten Teile einer Form, die durch ihr Profil die Rundung und Wölbung der unteren Teile des Topfes garantierte und dafür sorgte, daß der weiche Ton an keiner Stelle zu weit nach außen trat, was bei einer Anfertigung ohne Form nur mit Schwierigkeit zu erreichen war<sup>3</sup>. Aus welchem Material diese Formen bestanden, ist zunächst nicht zu sagen, da sie in den einschlägigen Fundberichten nicht auftreten. Hin und wieder macht die Oberfläche dieser Kugeltöpfe den Eindruck, als ob man aus Stroh geflochtene Körbe benutzt habe, so wie sie heute zum Formen des Brotteiges dienen. Schab- und Glättspuren an den Gefäßen deuten darauf hin, daß die gekneteten Teile an ihrer Oberfläche nachträglich bearbeitet wurden. Eine Fülle von technischen Fragen ist noch zu beantworten, und man wird nicht nur die Hilfe des Frühgeschichtlers und Historikers in Anspruch nehmen, sondern man wird auch die keramische Wissenschaft bemühen müssen.

Bei einer Reihe von Kugeltöpfen ist der Körper weitgehend auf der Scheibe gedreht, so daß man annehmen muß, daß sie zunächst mit einer Standfläche gearbeitet und diese dann nachträglich beseitigt wurde.

Ein Beispiel dafür ist das Bruchstück vom unteren Teil eines Kugeltopfes, das in Büchenwerra, Kr. Melsungen, gefunden wurde (Abb. 1)<sup>4</sup>. Die Wandstärke beträgt 8 mm. Die Scherbe ist aus gelblich-grauem Ton und steinzeugartig hart gebrannt. Die Bruchstellen lassen eine Magerung mit leicht rötlichen Quarzkörnern verschiedener Größe erkennen. Im Innern der nur wenig gebogenen Scherbe zeigt sich die sauber ausgeführte Spirale, die für den

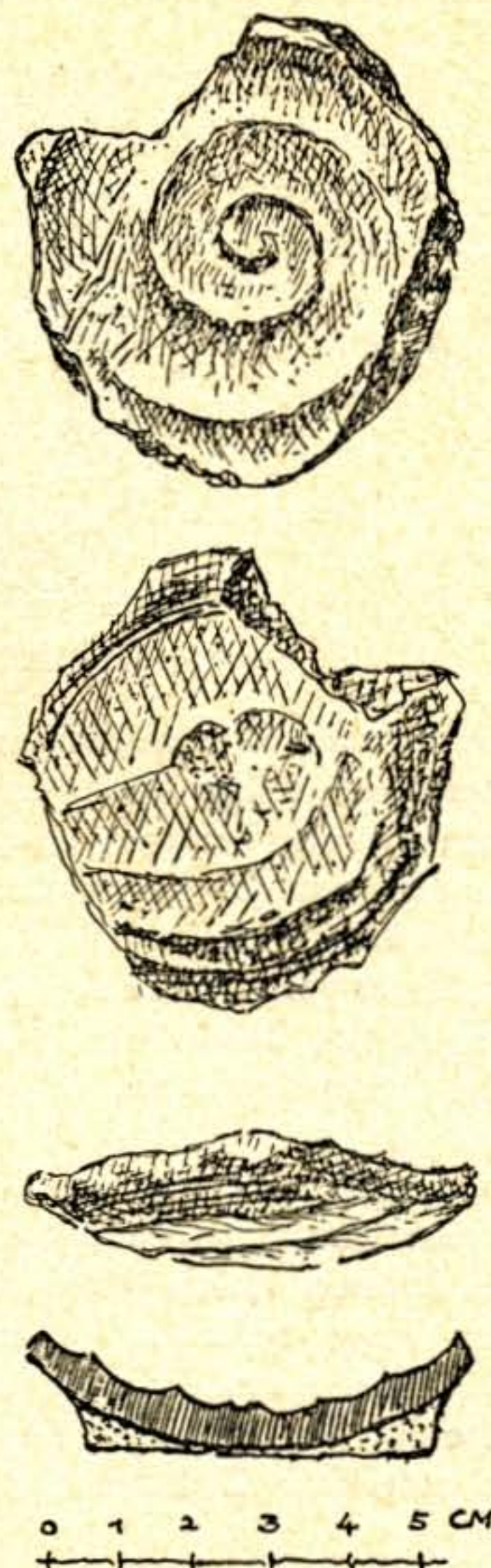


Abb. 1: Bodenrest aus Büchenwerra, Kreis Melsungen (punktiert: weggeschnittene Standfläche)

Boden eines Drehscheibengefäßes bezeichnend ist. Die am Rand des Bruchstückes noch 12 mm breite Fingerspur des Töpfers wird gegen die Mitte hin langsam schmäler, um dann völlig zu verschwinden. Auf der Außenseite der Scherbe läßt sich diese Drehspur ebenfalls verfolgen, sie ist hier zwar nicht so charakteristisch wie im Inneren, aber man sieht trotzdem die Oberflächenglättung durch die Finger des Handwerkers. Von ihr wird allerdings nur der äußerste Rand des Gefäßbruchstückes erfaßt, eine nahezu kreisförmige Fläche mit einem  $\phi$  von 4,5 cm

<sup>3</sup> s. A. Rieth a. a. O.

<sup>4</sup> Die Scherbe verdanke ich Herrn Rektor Haarb erg, Kassel-Wilhelmshöhe.



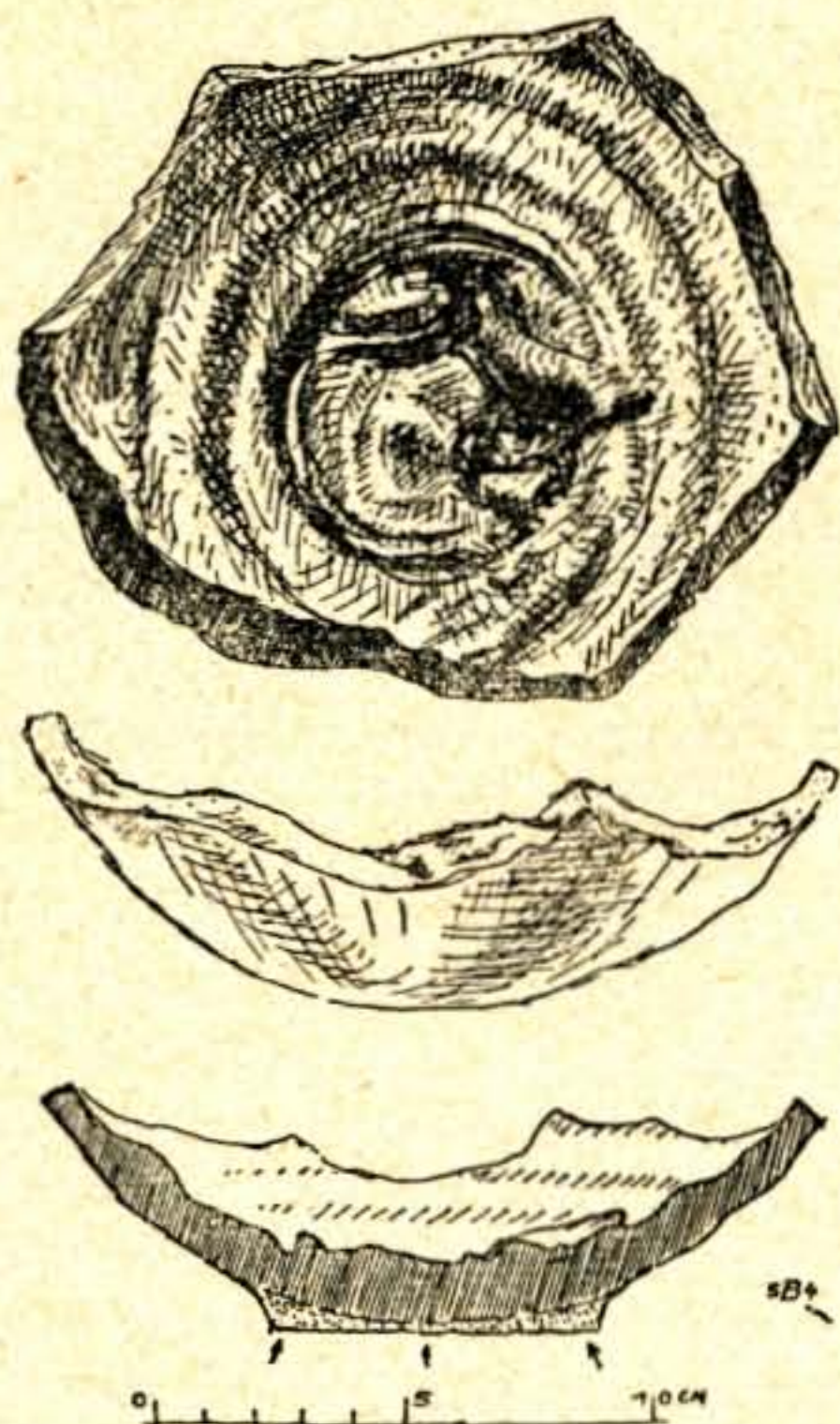


Abb. 2: Bodenbruchstück aus Marienthal / Rheingau  
(punktiert: beseitigte Standfläche)

bleibt von ihr unberührt. Sie unterscheidet sich von dem gedrehten Teil durch ihre rauhere Oberfläche, die uns sagt, daß der lederharte Ton hier mit einem Instrument bearbeitet worden ist. Vier verschieden breite Spuren lassen sich feststellen, sie passen sich der Rundung des Topfes an. Beim Entfernen des Tones brach aus der Mitte der Fläche ein kleines Stück desselben heraus, diese Stelle ist durch besondere Porosität gekennzeichnet. Durch den Druck des messerartigen Werkzeuges gerieten die Quarzkörner der Magerung in Bewegung und hinterließen in dem weichen Ton Rillen. Diese Einzelheiten treten bei einer 15fachen Vergrößerung besonders deutlich in Erscheinung.

Der eben beschriebene Vorgang läßt sich nur erklären, wenn angenommen wird, daß der Töpfer, um das Gefäß innen völlig und außen weitestgehend auf der Drehscheibe

bearbeiten zu können, eine kleine Standfläche stehen ließ, die — wie sich zeigte — 4,5 cm im  $\phi$  hielt. Sie genügte zur Befestigung des nicht allzu großen Kugeltopfes auf der Scheibe und ermöglichte eine saubere und exakte Durcharbeitung, von der der kleine Bodenrest beredtes Zeugnis ablegt. Der Topf wurde dann samt der Standfläche von der Scheibe genommen und in lederhartem Zustand durch Wegnahme des Fußes zum endgültigen Kugeltopf geformt. Brand, Material und Härte deuten darauf hin, daß er in romanischer oder frühgotischer Zeit entstanden sein dürfte<sup>5</sup>.

Das zweite Beispiel ist ein schalenartiges Bruchstück vom unteren Teil eines Kugeltopfes aus grauem, hart gebranntem Ton, das von einer Scherbenhalde bei Marienthal im Rheingau herrührt (Abb. 2)<sup>6</sup>. Auf der Außenseite der Schale hat sich ein Rest von Lehmglasure in manganvioletter Farbe erhalten. Kräftige Drehrillen begleiten die Wandung des Topfes im Inneren nach unten und nähern sich einer fast kreisförmigen Fläche, die 6,5 cm  $\phi$  aufweist und von unregelmäßigen Tonwülsten beherrscht wird. Trotzdem sind hier, wenn auch nur in Form von schwachen Überresten, die Rillen des Drehvorgangs noch zu erkennen. Kurvig und unterbrochen beweisen sie, daß durch Druck auf das Äußere des Gefäßes ihre Form zerstört worden ist. Betrachtet man das Bodenstück von außen, so fällt bei genauerem Zusehen ebenfalls auf, daß am unteren Teil die Drehspuren aufhören und in eine regelmäßige Wölbung übergehen. Die sich im Bodeninneren erhebenden Tonklumpen sind entstanden durch Eindrücken einer kleinen Standfläche, die bis zuletzt erhalten blieb und die saubere Abdrehung des Topfes ermöglichte. Hier bei diesem Fundstück scheint es allerdings, daß diese kleine Standfläche schon kurz nach dem Abschneiden von der Scheibe mit den Fingern eingedrückt worden ist, denn die For-

<sup>5</sup> Verwandtes Material befindet sich unter dem irdenen Geschirr der Burg Wartenbach, die 1265 zerstört worden ist. Vgl. K. Maurer: Die Ausgrabung der Burgruine Wartenbach → Hessenland 51 (1940/41) und G. Mackenthun: Spätmittelalterliche Wüstung Keuz bei Landeshausen → Heimabl. f. Stadt u. Kreis Lauterbach 14 (1949) 12 [17. Sept. 49]. Auch die Töpfereiabfälle von Wismar dürften damit im Zusammenhang stehen.

<sup>6</sup> Herrn Justizinspektor H. C. Bender, Herborn, habe ich für die Überlassung der Scherbe zu danken.



men der im Innern befindlichen Tonklumpen deuten darauf hin, daß dies nur im weichen Zustand des Materials geschehen sein kann. Da die Scherbe aus einer Töpfereihalde stammt, die umfangreiches Material enthält (u. a. eine Fülle von Kugeltopfstücken), ist der Aufbau unseres Gefäßes gesichert (Abb. 3). Es gehört, wie die manganviolette Färbung zeigt, in das frühe 14. Jh. und hat Parallelen im gleichzeitigen Steinzeug, mit dem es die Färbung teilt<sup>7</sup>.

Wahrscheinlich handelt es sich bei einem Teil des Marienthaler Geschirres um Nachformungen frühen Steinzeuges in irdener Ware, die, um ihr anderes Material zu verbergen, mit der z. T. glänzenden Lehmglasur überzogen wurde, die für eben dieses Steinzeug charakteristisch ist. Die angeführte Fundstelle bietet eine gute Gelegenheit, die Wechselbeziehungen zwischen frühem Steinzeug und irdenem Geschirr zu untersuchen. Es ist verständlich, daß die Töpfer außerhalb der Steinzeuggebiete — deren Ursprung wir bislang im Rheinland vermuten dürfen — sich sehr bald dieser lästigen Konkurrenz zu erwehren suchten, indem sie die Form und die Farbe des neuen Geschirres kopierten.

Schließlich sei hier noch ein weiteres Beispiel für die eben angeführte Herstellung der Kugeltöpfe auf der Drehscheibe angefügt. Es handelt sich um den unteren Teil eines im  $\phi$  gegen 30 cm haltenden Kugeltopfes aus rötlich-violettem Ton (außen mit der uns schon bekannten mangan-violetten Lehmglasur überzogen), der deutlich die Drehspuren und die einstige Standfläche zeigt. Niederrheinischer Herkunft, beweist er, daß diese Herstellungstechnik nicht nur in einem engen Bezirk üblich war. Da er nichts wesentlich Neues bietet, wurde auf seine Abbildung verzichtet.

Ähnlich wie die Kugeltöpfe ist auch ein Teil der mit einem Standring versehenen Keramik angefertigt. Zunächst mit Standfläche gedreht, wurde der waagrechte Boden

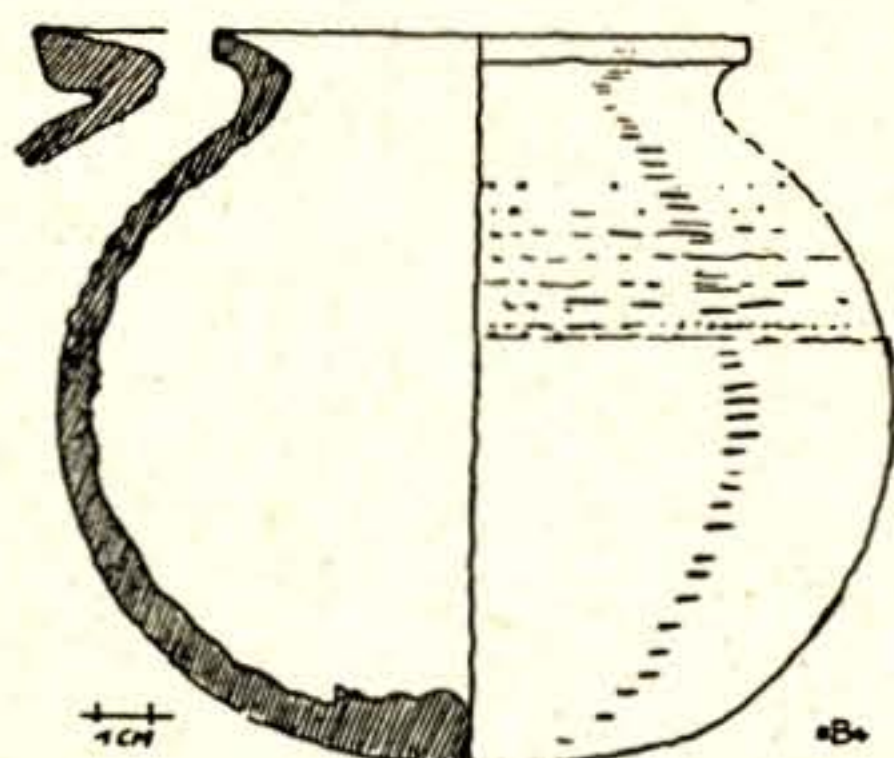


Abb. 3: Kugeltopf mit Drehrippen auf der Schulter aus Marienthal / Rheingau

nach dem Ankneten des Ringes nach unten gewölbt und seine Mitte in eine Ebene mit dem Standring gebracht, so daß dieser mit dem eingedellten Boden zusammen das Gewicht des Gefäßes auf die Unterlage übertrug. War die Mündung des Topfes oder der Kanne weit genug, dann konnte man mit der Hand in das Innere greifen und mit den Fingern den Boden eindrücken; gleichzeitig mit dieser Verrichtung wurde dann auch eine Glättung des Inneren vorgenommen, wobei die Befestigung der Ecke zwischen Standfläche und Rundung des Gefäßkörpers wichtig war, denn hier setzte der Schmutz am ehesten an. Je nach der Neigung des Töpfers zu solider Arbeit gibt es eine Fülle von Variationen dieser Maßnahme, angefangen von den sehr nachlässig aufgezogenen Töpfen bis hin zu jenen peinlich sauber geglätteten und abgedrehten Gefäßen, die meist der Gattung des Steinzeuges angehören und die in würdigem Wettbewerb mit den guten kunstgewerblichen Töpfereien der Gegenwart treten können.

Die Halden von Marienthal bergen viele Gefäßreste mit Standring, ihre Böden sind alle auf die oben beschriebene Art entstanden. Bei der Durchsicht des Materials der verschiedenen Landschaften fällt immer wieder auf, daß bestimmte Töpfereien besondere Eigentümlichkeiten entwickelt haben.

<sup>7</sup> Fundstücke von Marienthal bei H. Brückner: Die mittelalterlichen Gebrauchsgeschirre im Städt. Hist. Museum zu Frankfurt/M = Schrr. des. Hist. Mus. II (1926) 22 ff. — Die Datierung ist durch ähnliche Scherben an folgenden Stellen gesichert: Burgstelle Lichtenstein (Dillkr.) zerst. 1298, Burgstelle Dernbach (Dillkr.) zerst. 1326, Burgstelle Althohensolms (Kr. Wetzlar) zerst. 1348). Ähnliches Material aus der Wüstung Königswiesen bei Mademühlen (Dillkr.).





Abb. 4: Bodenbruchstück eines enghalsigen Gefäßes aus Dillenburg

die für diese Werkstätten bezeichnend sind. Sie gestatten zusammen mit dem Ton, der Magerung, dem Brand und der Werkstoffoberfläche hin und wieder eine Lokalisierung in bestimmte Gegenden. Die Bedeutung der Einzelheiten wie Ausgußformen, Randlippen, Bandhenkelansätze, Boden, Gestaltung und Verzierung der Schulter sind nicht gering zu veranschlagen, ihre genaue Kenntnis erlaubt häufig auch dort eine annähernde zeitliche Einordnung, wo die Fundumstände nicht weiterhelfen.

Die Behandlung der Böden bei Kannen, Krügen und Flaschen, deren Mündungen zu eng waren, um mit den Händen hineingreifen zu können, war eine andere. Mit einem dünnen Holzstab wurde die Standfläche, nachdem der Ring angeknetet war, herabgedrückt. Diese Arbeit war nicht ganz einfach, sie mußte mit Gefühl und Geschick vorgenommen werden, um den Gefäßboden nicht zu verletzen.

Die Beschreibung zweier Bodenbruchstücke mag das eben Gesagte erläutern. Das erste, aus der Wüstung Königswiesen im Dillkreis stammend, gehört zur Gattung des frühen Steinzeuges und dürfte nach ähnlichen Formen in der Zeit um 1300 entstan-

den sein. Es stellt einen Bodenrest mit einem  $\phi$  von 10 cm dar, der mit einem unregelmäßigen Wellenfuß ausgestattet ist und mangan-violetten Überzug zeigt. Deutlich sind an der Wandung die Spuren der Drehrillen zu erkennen. Im Boden ist eine Reihe von kreisrunden Eindrücken zu sehen, die gegen die Mitte zu tiefer gestaffelt sind. Sie alle haben einen  $\phi$  von 15 mm. Es sind die Ansatzstellen jenes Stabes, mit dessen Hilfe der waagrecht gedrehte Boden nach der Anfügung des Wellenfußes nach unten gedrückt wurde. An drei Stellen setzte der Töpfer sein primitives Werkzeug zu weit außen an und geriet so in die eigentliche Wandung, deren Drehrillen er verletzte. Leider wissen wir über den Aufbau des Gefäßes nichts; durch die Form des Bodens und seine Bearbeitung muß angenommen werden, daß es eine enge Mündung besaß<sup>8</sup>.

Das zweite Bodenbruchstück (Abb. 4) wurde anlässlich der Kanalisation der Hauptstraße zu Dillenburg im Jahre 1952 gehoben<sup>9</sup>. Es dürfte etwas jünger sein als dasjenige aus der Wüstung Königswiesen. Der Werkstoff besteht aus gelblich-rotem Ton, der außen mit brauner Lehmglasure versehen ist. Der Wellenfuß hat einen  $\phi$  von 9 cm. Auch hier ist der Boden durch zahlreiche Eindrücke mit einem runden Stab, der ungefähr das gleiche Maß besaß wie oben, nach unten durchgedrückt, um als Stütze zu dienen. Zwölfmal hat der Töpfer angesetzt, um die vorgesehene Rundung zu erreichen.

Die hier angeführten Beispiele sind nicht zahlreich; bei näherer Untersuchung des vorliegenden Materiales dürfte es nicht schwierig sein, sie zu vermehren. Hand in Hand mit diesen technischen Erkenntnissen muß die Aufarbeitung der mittelalterlichen Töpfereihalden gehen, die uns ein gutes Bild über den Formenreichtum der einzelnen Werkstätten liefern. Zur zeitlichen Ansetzung dieser Formen werden Grabungen an Burgstätten verhelfen, deren Zerstörungsdaten bekannt sind. Walter Bauer

<sup>8</sup> Datierung dieser Scherbe durch ein sehr ähnliches Fundstück, das im Zerstörungshorizont der Burg Lichtenstein lag (zerst. 1298).

<sup>9</sup> a. W. Bauer: Die Funde bei der Kanalisation der Dillener Altstadt und ihre Bedeutung für die Entwicklung der Stadt → Heimatbl. [Beil. z. Dillzeitung] Jg. 22 (1954) Nr. 5, S. 17 und Nr. 6, S. 21.